



Die Verwandlung des Franz K.

Seit seinem Tod vor 100 Jahren versucht die Welt, Franz Kafka zu verstehen. Darüber ist der Schriftsteller zur Marke geworden und zum TikTok-Star. Wieso ausgerechnet er?

Xaver von Cranach, Der Spiegel, 02.06.2024

Vielleicht haben die Maoisten der chinesischen Kulturrevolution, ohne es zu wissen, Kafka am besten zu fassen bekommen. Klar, Kafka ist der Beste, der Größte, der Bekannteste. Jeder, der liest, hat Kafka gelesen, und jeder, der nicht liest, weiß trotzdem, wer Kafka ist. Hat mal ein Foto gesehen, das Wort »kafkaesk« gehört. Kafka findet jeder gut. Kaum jemand aber kann begründen, warum. Was genau ist es, das uns an Kafka fasziniert?

Wenn man nicht weiterkommt, hilft es, sich von der anderen Seite zu nähern. Jemanden zu finden, der Kafka schlecht findet. Furchtbar sogar. Schlimm. Das ist gar nicht leicht, aber man wird fündig im China der Sechzigerjahre. Kulturrevolution, das war die Zeit, in der das Alte überwunden werden sollte, die permanente Revolution war das Ziel. 1966, als im Rest der Welt schon Bücher über Kafka ganze Regale füllten, gab es in China nur einen einzigen Sammelband mit übersetzten Texten Kafkas, darin einige Erzählungen, unter anderem »Die Verwandlung«. Und ein Begleittext von zwei Fachleuten. Das Buch war nicht zur allgemeinen Veröffentlichung gedacht, sondern als »Negativbeispiel« für den internen Gebrauch. Zur Abschreckung. Es ist aufschlussreich, zu welcher These die beiden Autoren kommen. Ganz im Geist der damaligen Zeit wird Kafka als prototypischer westlicher Autor gezeigt, der vor allem dekadent sei. Seine Bücher seien voll von merkwürdigen, unheimlichen Vorgängen, die Handlung der Texte bizarr und nicht nachzuvollziehen. Er würde sich jeder Logik widersetzen. Daraus ziehen sie einen moralischen Schluss und ein vernichtendes Urteil: Er betrachte die Welt, als sei sie unverständlich.



Das ist unverzeihlich. Denn wer die Welt nicht versteht, kann sie nicht verändern, und wer sie nicht verändert, kann sie nicht revolutionieren.

Vor 100 Jahren, am 3. Juni 1924, starb Kafka in einem Sanatorium in Kierling, einem kleinen Ort etwas außerhalb Wiens. Einen der ersten ausführlichen Nachrufe schrieb der österreichische Feuilletonist Anton Kuh, den heute kaum jemand mehr kennt. Der Nachruf besteht hauptsächlich darin, dass er sich beschwert, es seien nicht genügend Nachrufe geschrieben worden. Kafka, sagt Kuh, sei übersehen worden, die ganzen Zeitungsschreiber und Kulturspezialisten hätten keine Ahnung, wen sie da vergessen hätten. Die Feuilletonisten »haben den Termin versäumt«. Und er glaubt auch zu wissen, warum über jeden zweit- und drittklassigen toten Autor sogleich Elogien verfasst würden, über diesen Kafka aber nicht: »Franz Kafka war nämlich gesinnungslos.«

Die Kulturrevolutionäre und der Feuilletonist meinen eigentlich das Gleiche, nur einmal als Makel, das andere Mal als Auszeichnung. Kafka hatte keinen Zugriff auf die Welt. Und die Welt keinen Zugriff auf Kafka. Ein Autor, der keine Gesinnung hat, lässt sich nicht vereinnahmen.

Dass Kafka praktisch für alles vereinnahmt wurde, bestätigt die These nur. Dass seine Texte für jede auch nur erdenkliche Interpretation erhalten mussten, sodass die Philosophin Susan Sontag schon 1964 schrieb, Kafkas Werk sei »zum Opfer einer Massenvergewaltigung durch nicht weniger als drei Armeen von Interpreten geworden«. Egal ob Psychoanalyse, Gendertheorien, Poststrukturalismus, Postkolonialismus, es gibt zu jeder Denkschule eine Kafka-Lektüre. Kafka jedoch scheint immer zu entweichen. Man will ihn greifen, und er ist weg. Dass ihm die Welt unverständlich war – darin liegt der Grund, weshalb er zum westlichen Autor der Moderne schlechthin geworden ist. Kafka *ist* die moderne Literatur. Nach Kafka war nichts wie vor Kafka.

Die Romane, in denen kleine Menschen vor undurchsichtigen Bürokratien kapitulieren. Die kurzen Erzählungen, in denen Olympiaschwimmer nicht schwimmen können, Affen mit dem Sprechen beginnen und Mäuse mit dem



Singen aufhören. Geschichten, über die die ehemalige Vorsitzende der südkoreanischen Kafka-Gesellschaft (ja, die gibt es) als Antwort auf die Frage sagt, wie es sein könne, dass Kafka 100 Jahre nach seinem Tod über alle Kontinente hinweg gelesen wird: »Ein Kind kann ihn lesen. Ein Philosoph kann ihn lesen.«

Kafka war dreimal verlobt und keinmal verheiratet. Er wurde 40 Jahre alt und hat nur etwa 350 Seiten geschrieben, die er selbst als vollendet betrachtet hat. Er wollte, dass alles verbrannt wird, was er geschrieben hat. Und ist genau deshalb unsterblich geworden. Weil er es irgendwie geschafft hat, Geschichten so zu erzählen, dass sie dem Gefühl des modernen Menschen entsprechen. Diesem Gefühl, dem man sonst nur mit großen Worten beikommt, deren Bedeutung aber oft unklar bleibt: Entfremdung oder Verlorenheit oder Absurdität. Kafka ist über sich hinausgewachsen, er ist eine Figur geworden, ein Symbol, eine Ikone, ein Popstar. Auf TikTok gibt es mehr als 100.000 Videos zu #Kafka, die zusammen mehr als 100 Millionen Mal angesehen wurden. Junge Frauen wünschen sich da, dass ihr Freund sie so verehrt wie Kafka seine Verlobten. Junge Männer erklären, warum es normal ist, sich in einen Käfer zu verwandeln. Insgesamt weist der Hashtag #Kafka mehr als eine Milliarde Zugriffe auf. Sein Werk hat sich nicht nur über die Zeit hinweggerettet, sondern auch über Länder- und Sprachgrenzen. Er ist eine Brand geworden, international vermarktbar, Kafka™. Er ist so selbstverständlich, dass man bis hierhin einfach Kafka schreiben konnte, ohne den Vornamen zu erwähnen.

Wenn man aber *alles* mit Kafka machen kann, dann kann man auch *nichts* mit ihm machen. Sollte man vielleicht sogar. Vielleicht sollte man keine sechsteilige ARD-Serie herstellen, vielleicht sollte man keinen Kinofilm drehen, keine neuen Bücher schreiben, keine Graphic Novels zeichnen, keine neuen Stücke inszenieren, keine Virtual-Reality-Installationen in Goethe-Instituten veranstalten und Mottopartys in Paris feiern. Keine Titelgeschichte im SPIEGEL. All das, was jetzt getan wird zum 100. Todestag. Die Versuchung ist groß zu sagen: Lasst ihn doch in Ruhe. Vielleicht muss man es aber versuchen. Zumindest, um sich über sich selbst klar zu werden. Denn wie bei jedem



Jubiläum stellt sich die Frage, ob es nicht mehr über die Sehnsucht der Feiernden aussagt als über den Gefeierten.

Außerdem gibt es da einen Arbeitsauftrag. In seinem Nachruf auf Kafka schreibt Anton Kuh, der vergessene Journalist: »Da starb vor einigen Tagen ein Dichter; einer von jenen, deren Leben in der Zeit künftig immer wichtiger erscheint als ihre Zeit; einer von jenen, über die, anlässlich des zehnten, fünfzigsten oder hundertsten Sterbetages die Müllers, Lothars e tutti quanti feine, sprachduftige, pointennachhaltige Feuilletons schreiben.«

Also gut, Anton. Du hast gewonnen. 100 Jahre. Franz Kafka. Hier drei Versuche, die zum Scheitern verurteilt sind.

Erster Versuch: Leben.

Die Sache mit der Weltliteratur +++ Franz Kafka wird geboren, sieht ein Flugzeug und hat Sex +++ Ein Messer schneidet ins Gehirn

Vorn werden Bockwürste verkauft, hinten die geistigen Errungenschaften der Menschheit. Buchmalereien aus dem 16. Jahrhundert, 680.000 Euro. Ein Buch von Johannes Kepler aus dem 17. Jahrhundert, 65.000 Euro. Ein handschriftliches Gedicht von Rainer Maria Rilke, 15.000 Euro. Und Kafka. Antiquariatsmesse in Stuttgart, das ist kein glamouröser Ort. Hier sind nur Kenner und Profis, sie wissen genau, was sie wollen. So wie Ian Smith, der für ein britisches Antiquariat arbeitet. Er trägt eine dunkelgrüne Breitcordhose, eine dunkelgrüne Weste über einem Bauch und sucht durch die dicken Gläser seiner Brille im Ausstellungsverzeichnis nach K wie Kafka. Es gibt: »Der Hungerkünstler«, einen der letzten Texte, »Das Urteil«, eine der bekanntesten Erzählungen, und zweimal »Die Verwandlung«, den berühmtesten Text Kafkas. Es sind alles Erstausgaben, sie kosten ein paar Tausend Euro jeweils. Die wirklich kostbaren Sammlerstücke, die Handschriften, sind längst verkauft, sie liegen in Bibliotheken, Archiven oder Privatsafes. Übrig sind heute nur noch die



Krümel der Kafka-Devotionalien. Der Brite kauft »Das Urteil«, eine von Max Brod signierte Kafka-Biografie und eine »Verwandlung«.

Sein Prinzip sei einfach, sagt der Brite. Er reise durch Deutschland und kaufe alle Kafka-Ausgaben auf, die er finden könne. Gestern erst sei er in Ludwigsburg gewesen und habe den »Heizer« gefunden, eine der frühen Erzählungen. Den »Proceß« hat ihm leider jemand vor der Nase weggeschnappt. Und dann? Dann verkaufe er sie weiter auf dem internationalen Markt. Für deutlich mehr Geld. »Weltliteratur«, dieses Wort sagt er auf Deutsch, verkaufe sich überall sehr gut und Kafka am besten. Und von allen Kafkas am besten »Die Verwandlung«. Da müsse er nichts mehr erklären. Er verkauft seine Kafkas nach Seoul und Shanghai, nach New York und Tel Aviv. »Wenn man wirklich Enthusiast ist, eine Verbindung zu einem Autor hat«, sagt er, »dann ist es egal, ob man es auch lesen kann. Es zählt die Aura.«

Die erste Ausgabe der »Verwandlung« erschien 1915. Es hatte einige Jahre gedauert, sie zu veröffentlichen, wie alles bei Kafka war auch das nicht leicht. In einer Mischung aus totalem Selbstzweifel bei gleichzeitigem Sendungsbewusstsein trieb Kafka sie zwar immer weiter voran, um sich dabei selbst zu torpedieren. 1913, kurz nachdem er »Die Verwandlung« geschrieben hatte, steht im Tagebuch: »Nun las ich zuhause ›die Verwandlung‹ und finde sie schlecht.« 1914 dann: »Großer Widerwillen vor ›Verwandlung‹. Unlesbares Ende. Unvollkommen fast bis in den Grund.« Er will sie natürlich trotzdem gedruckt sehen. Als es dann endlich so weit ist, überkommt ihn die Angst, dass der Illustrator auf dem Cover einen Käfer zeigen könnte. Er schreibt verzweifelt an den Verlag: »Das nicht, bitte das nicht! Das Insekt selbst kann nicht gezeichnet werden. Es kann aber nicht einmal von der Ferne aus gezeigt werden.« Er bekommt, was er will. »Die Verwandlung« erscheint.

Wie fast alle seine Texte lässt sich »Die Verwandlung« sehr gut vereinfachen. Ein junger Mann fühlt sich in der Familie ausgegrenzt, er wacht als Käfer auf, was komisch ist, die Familie erkennt, wie ekelhaft er immer schon gewesen ist, und bringt ihn um. Kafka war keine 30 Jahre alt, als er das schrieb, und ließ all seine Lebensthemen darin einfließen. Man könnte sie so

zusammenfassen: Der Job nervt, der Körper nervt, und die Eltern nerven besonders.

Ein Kind kann ihn lesen.

Wie dieses Leben aussah, das Kafka in Literatur verwandelte, lässt sich gut rekonstruieren. Es gibt Hunderte Briefe, seine ausführlichen Tagebücher und die über 2000 Seiten dicke und letztgültige Biografie von Reiner Stach.

Kafkas Vater wurde in der Judengasse eines kleinen tschechischen Dorfes geboren und wuchs mit fünf Geschwistern in einem Zimmer auf. Er ging kaum zur Schule, musste seine Kindheit rasch aufgeben und landete schließlich als Besitzer eines Gemischtwarenladens am Altstädter Ring in Prag, Kinsky-Palais, beste Adresse. Diese Aufsteigergeschichte hatte ihren Preis. Die Gefühlswelt des Vaters: Überall lauert Verrat, Missgunst, Faulheit, und in so einer Welt besteht man nur durch Misstrauen und Kampfbereitschaft. Die ständige Angst vor dem Versagen, Verarmen, Zurückfallen in die untere Schicht bedeutet, dass der Vater nie stillstehen kann. Er muss expandieren, das Geschäft an einen anderen Ort verlegen, weiter expandieren, wieder ein Umzug, ständig weiter und mehr und noch längere Öffnungszeiten für seinen Laden, in dem er irgendwann wirklich alles verkauft, Unterwäsche, Schleifen, Strümpfe, Krägen, Muffs, Filzschuhe, Spielmurmeln, Nadeln, Taschenmesser, Zahnbürsten.

Hektik, Chaos und große Erwartungen prägen Kafkas Kindheit. Die früheste überlieferte schriftliche Äußerung stammt aus dem Poesiealbum eines Freundes, in das er mit 14 Jahren schrieb: »Es gibt ein Kommen und ein Gehen, ein Scheiden und oft kein – Wiedersehen.«

Kafka wächst als Deutsch sprechender Jude in Prag auf, das zur österreichischen K.-u.-k.-Monarchie gehört. Er spricht Prager-Deutsch, genauer gesagt ein ausfransendes Deutsch, mit Einflüssen aus dem gesamten Habsburger Reich. Er liest alles: Romane, Reiseberichte, Expeditionsberichte aus dem Amazonasgebiet, am liebsten Abenteuer geschichten. Hauptsache, es geht raus in die Welt.



Als 17-Jähriger liest er zum ersten Mal Nietzsche und ist davon so begeistert, dass er bei einem Date mit seinem Sommerschwarm den »Zarathustra« aus der Tasche zieht und daraus laut vorliest. Er macht Matura und bekommt in Deutsch nur ein »befriedigend«.

Während des Jurastudiums lernt er Max Brod kennen, der sein engster Freund und Begleiter bleiben wird. Brod, den man heute nur noch deshalb kennt, weil er Kafkas Freund war, muss man sich als einen etwas übereifrigen, nicht unanstrengenden Streber vorstellen. Er ist voll guten Willens, vermarktet und verkauft seine Freunde, schreibt Verleger und Rezensenten an, stellt Kafka als großen Literaten vor, obwohl der noch keine Zeile veröffentlicht hat.

Kafka fühlt sich unwohl in seinem Körper, zu lang, zu mager, zu oft Verdauungsprobleme, er war hypochondrisch, was er selbst einsah. In einem Brief an seine spätere Verlobte schreibt er von einer »in sich selbst verliebten Hypochondrie«, was die Frage aufwirft, ob ein Hypochonder überhaupt wissen kann, dass er Hypochonder ist. Ob man also als bei Bewusstsein Hypochondrierender nicht ein Spiel mit sich selbst spielt.

Kafka hat zum ersten Mal Sex (»eine kleine Schmutzigkeit«) und wird zum Lebensreformer, entdeckt die Naturheilkunde, beginnt, seinen Körper zu optimieren. Das heißt: Er schläft bei offenem Fenster, auf harter Unterlage, macht zehn Minuten Morgengymnastik, nackt, und ernährt sich vegetarisch. Er kaut jeden Bissen minutenlang, bevor er ihn runterschluckt, weil so angeblich der Großteil der Verdauung schon im Mund geschieht. Er schwimmt, rudert, reitet, spielt Tennis.

Dann fängt er an zu schreiben.

Wobei, nein, er fängt an zu arbeiten. Die nervige Arbeit! Kafka promoviert in Jura und wird erst mal unbezahlter Praktikant. Dann: Lebensversicherung. Einziger Lichtblick: »Außendienst«. Er wird vom Betriebsarzt untersucht. 1,81 Meter groß. 61 Kilo schwer. Allgemeiner Ernährungszustand »mäßig schwach«.



Gesichtsfarbe blass, jedoch frisch. Glatte Haut, keine Narben, gute Zähne. - Kafka beginnt seinen ersten Brotjob und hat endlich die Ruhe, nebenher zu schreiben.

Nein, doch nicht. Er hat schon bald keine Lust mehr im Büro. Er stört sich an cholerischen Chefs, strengen Hierarchien, schlechter Bezahlung und zu wenig Urlaub. Also wechselt er zur Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt. Kaum angefangen, wird es ihm auch dort zu viel. Er will Urlaub, obwohl er weiß, dass sein Chef die ersten acht Jahre keinen Tag Urlaub genommen hat. Aber es ist eine neue Generation, die Work-Life-Balance ist ihm wichtig, der Gardasee ruft, Paris, die Frauen.

Kafkas Verhältnis zu seiner Arbeit ist in etwa so wie das zu seinem Körper. Er beklagt sich ständig, dass alles furchtbar sei, dabei ist es objektiv vielleicht gar nicht so schlecht. Sein Freund Max Brod schreibt einmal: »Kafka jammert.« Kafka ist gesund und sieht gut aus. Im Büro ist er ein Vorzeigeangestellter, seine Vorgesetzten feiern ihn. Er wird schnell befördert, im Zeugnis seines Chefs heißt es: »Verwendbarkeit: Ausgezeichnet«. Was ihn so stört, ist, dass ihm die Arbeit die Zeit stiehlt, um zu schreiben. Also schreibt er nachts, »je nach Kraft, Lust und Glück bis 1, 2, 3 Uhr, einmal auch schon bis 6 Uhr Früh«. Das klappt meistens nicht wirklich gut. Hier ein paar ausgewählte Tagebucheinträge aus den frühen Jahren:

»Unfähigkeit zu schreiben«

»Alle Dinge nämlich die mir einfallen, fallen mir nicht von der Wurzel aus ein, sondern erst irgendwo gegen ihre Mitte.«

»Geschlafen, aufgewacht, geschlafen, aufgewacht, elendes Leben«

»Heute wage ich es nicht einmal, mir Vorwürfe zu machen. In diesen leeren Tag hineingerufen hätte das einen ekelhaften Widerhall«.

»Jetzt habe ich meinen Schreibtisch genauer angeschaut und eingesehen, daß auf ihm nichts Gutes gemacht werden kann.«

»Wie fern sind mir z.B. die Armmuskeln«.



»Heute früh zum erstenmal seit langer Zeit wieder die Freude an der Vorstellung eines in meinem Herzen gedrehten Messers«

Dann wird Franz Ferdinand, der Habsburger Kronprinz, erschossen, und Europa versinkt im Matsch des Krieges. Kafka wird nicht eingezogen, er wird gebraucht. Denn der Weltkrieg hat auch Auswirkungen auf die Versicherungsbranche. Bislang hatte Kafka mit Fabrikarbeitern zu tun, die ihre Hand in der Hobelmaschine verloren haben. Jetzt kommen die Verehrten und Verkrüppelten des Schlachtfeldes. Der Erste Weltkrieg wird mit den Strategien Napoleons gekämpft, aber mit den Waffen der industrialisierten Welt. Er produziert Opferzahlen in unvorstellbarem Ausmaß, der Mensch wird zermalmt. Und mit den zermalmt Körpern kommt eine neue Form der Bürokratie. Der physische Schrecken muss mit den abstrakten Tabellen und Paragrafen eingeordnet, einsortiert, verteilt und abgearbeitet werden. Erst weiß man nicht, was tun mit diesen Leuten. Bis die Regierung sagt: Auch eine Kriegsverletzung ist eine Arbeitsverletzung, im Sinne des Gesetzes. Denn gewissermaßen sind sie Opfer eines technischen Geräts geworden, nur dass es nicht die Hobelmaschine in der Fabrik, sondern die Panzerkette auf dem Schlachtfeld war. Sie werden also zu Kafka ins Büro geschickt. Und die Menschen, weil sie Menschen sind, reihen sich ein in die Tabellen. Kafka sagt einmal zu Brod: »Wie bescheiden diese Menschen sind. Sie kommen zu uns bitten. Statt die Anstalt zu stürmen und alles kurz und klein zu schlagen, kommen sie bitten.«

Die Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg ist eine Zeit des Umbruchs. Es ist eine Zeit, die unserer komplett fremd und doch gar nicht unähnlich ist. Denn kann man sich Kafkas Adoleszenz nicht auch ganz gut heute vorstellen? Ein hagerer hübscher junger Student, der extrem auf seine Gesundheit achtet. Er würde heute Yoga machen und Ingwershots trinken, Achtsamkeitsbücher lesen und auf Instagram tiefsinnige Zitatkacheln teilen. »Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns« zum Beispiel.

Und doch scheint er seltsam entrückt zu sein. Zeit des Umbruchs, der Philosoph Walter Benjamin hat es 1936 so beschrieben: »Eine Generation, die

noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken und unter ihnen, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper.« Man könnte es auch so sagen: Kafkas Zeitgenossen hatten noch öffentlichen Hinrichtungen beigewohnt und fuhren mit der elektrischen Straßenbahn zur Arbeit. Man verlobte sich vormittags per Brief und ging nachmittags ins Kino. Kafka hatte als Schüler den Kaiser gesehen und als junger Erwachsener ein Flugzeug.

In seinem eigenen Tagebuch beschreibt Kafka einmal, wie ihn die Reisebeschreibungen Goethes beeindruckt haben. »Ein ruhiges, förmlich landschaftliches Denken tritt ein«, schreibt er, und er macht es an der Art von Goethes Fortbewegung fest: der Kutsche. »Da die Gegend unbeschädigt in ihrem eingeborenen Charakter dem Insassen des Wagens sich darbietet.« Goethe, der aus dem Kutschenfenster auf die Welt schaut, braucht daher keine »Gewalttätigkeiten«. Es scheint eine Verbindung gekappt worden zu sein, und Kafka sieht keine Möglichkeit, je so auf die Welt blicken zu können, wie Goethe es noch konnte. Die Wurzel ist abgeschnitten, und alles, was ihm bleibt, ist, sich irgendwo in der Mitte des Grashalms festzuhalten.

Das ist das Gefühl der Jahrhundertwende: Etwas ist aus den Fugen geraten. Unordnung. Chaos. Was ist dann aber die Verwaltung anderes als der kümmerliche menschliche Versuch, diese Unordnung wieder irgendwie geradezubekommen? Und Kafka, der schmale Junge, dessen Kopf sich stets so anfühlt, als würde bei einer Operation ein Chirurg mit einem Messer zwischen den »arbeitenden Gehirnpartien« herumschneiden, setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, obwohl er nicht schreiben kann, und schreibt weiter und weiter und weiter und hört auf und hört auf und schreibt dann wieder weiter.

Zweiter Versuch: Schreiben



Ein Koffer entwischt den Nazis +++ Gedanken an Freud +++ Kafka will nicht geküsst werden

In der Bodleian Library der Universität Oxford, die auch Nichtexperten vielleicht bekannt ist aus den »Harry Potter«-Verfilmungen, steht ein »Kafka-Computer«. Er ist nicht ans Internet angeschlossen, nicht einmal an das interne Universitätsnetzwerk, damit man weder etwas speichern noch etwas verschicken kann. Auf seiner Festplatte ist ein einziger Ordner: Kafkas Handschriften. Über die Originale wacht Margaret Czepiel, eine feine Frau mit grauem Kurzhaarschnitt. Seit 2007 ist sie als Archivarin für die Manuskripte zuständig. Als sie anfang, stellte sie fest, dass der Zustand der Papiere schlechter war als erwartet, also musste sie erst einmal strenger werden. Sie gibt sie jetzt nicht mehr an jeden raus, erst letztens war ein Wissenschaftler aus Shanghai da, den sie an den Computer verwies. Sie will auch nicht zeigen, wo genau sie gelagert werden, irgendwo im Keller der Bibliothek in einem gut verschlossenen Raum, »Sicherheitsbedenken«, sagt sie. Kafkas Handschriften sind so etwas wie die Kronjuwelen von Oxford. Das liegt daran, dass sie viele, viele Millionen Pfund wert sind. Es liegt daran, dass die Handschriften unschätzbare Hilfe leisten, Kafkas Texte zu verstehen. Es liegt aber auch daran, dass allein schon die Geschichte, warum sie in Oxford liegen, eine Erklärung dafür liefert, warum Kafka uns heute noch fasziniert.

Kafka starb an den Folgen einer Tuberkulose. Hätte er überlebt, wäre er vermutlich vergast worden. Seine beiden Schwestern Elli und Valli wurden in den Gaskammern von Kulmhof umgebracht. Seine Schwester Ottla kam erst nach Theresienstadt und dann nach Auschwitz, wo sie 1943 getötet wurde. Genau wie seine zweite Verlobte, Julie. Seine Freundin Milena starb im KZ Ravensbrück. Sein Onkel nahm sich das Leben am Vorabend seiner Deportation. Sein Freund Jizchak Löwy, ein jüdischer Schauspieler, kam ins Vernichtungslager Treblinka. Mindestens fünf seiner Schulfreunde wurden in KZs getötet.



Max Brod, Kafkas bester Freund, ebenfalls Jude, war gerade noch rechtzeitig entkommen. Kafka hatte ihm am Sterbebett aufgetragen, alles zu verbrennen, was Brod nicht tat. Und so kam es, dass Brod und seine Frau an einem Dienstag im März 1939 um 21 Uhr am Bahnhof in Prag standen, Visa für Palästina in der Tasche. Für denselben Abend hatte Hitler den Präsidenten der Tschechoslowakei in die Berliner Reichskanzlei befohlen, Brod war klar: Es war vorbei. In der Hand einen Lederkoffer mit seinem wertvollsten Besitz: Kafkas Manuskripten. Tagebücher, Reisenotizen, Fragmente, Skizzen, Hunderte Briefe. Der Zug erreichte um 4 Uhr morgens die polnische Grenze. Der Bahnhof wimmelte vor Wehrmachtssoldaten. Sie wurden durchgelassen. Es war der letzte Zug, der die Grenze passierte, bevor die Deutschen sie schlossen. Dann weiter nach Constanța am Schwarzen Meer. Auf dem Schiff über Istanbul, Athen, Kreta, Alexandria bis nach Tel Aviv.

Brod verschloss den Koffer in einem Banksafe. Während der Suezkrise 1956 wurde ihm aber auch Tel Aviv zu unsicher, und Brod, der um alles in der Welt seinen Kafka retten wollte, brachte den Koffer in die Schweiz. Wieder ein Bankschließfach. Bis sich eines Tages Kafkas Großneffe an einen britischen Germanisten wandte und ihm von den Manuskripten im Bankschließfach erzählte, mit der entscheidenden Information, dass Brod sie zwar verwahrt hatte, aber nicht ihr rechtmäßiger Eigentümer sei, das seien eben die Nachkommen Kafkas. Der Germanist unterrichtete schon länger Kafkas Literatur in seinen Seminaren in Oxford. Er konnte es nicht fassen. Ein Deal wurde gemacht: dauerhafte Leihgabe. Es zog sich. Der Germanist lief Ski in den Alpen, als die Nachricht eintraf. Er fuhr nach Zürich, kaufte noch schnell einen Koffer in der Bahnhofstrasse und schloss eine Versicherung für 100.000 Pfund bei Thomas Cook ab, weil der Versicherungsmensch nicht wahrhaben wollte, dass die Pakete mit handschriftlichen Zetteln und Heften mehr wert sein sollten. In seinem kleinen Fiat brachte der Germanist den wertvollsten Koffer der Literaturgeschichte nach Oxford.

Um die Handschriften Kafkas rankt sich heute ein fast kultisches Mysterium. Wann immer mal etwas auftauchte, drehten alle durch. Als in den



Achtzigerjahren herauskam, dass Max Brods Erbin noch Kafka-Zeichnungen in ihrer Wohnung in Tel Aviv hatte, reiste der damalige Hanser-Lektor Michael Krüger nach Israel, um zu fragen, ob er sie veröffentlichen dürfe. Allerdings wollte die Erbin schon 100.000 Mark dafür haben, dass Krüger sich die Zeichnungen überhaupt ansehen durfte, geschweige denn drucken konnte. Er reiste wieder ab. Der Roman »Der Proceß« liegt heute im Literaturarchiv Marbach, nachdem er für 3,5 Millionen Mark versteigert wurde. Kafkas mehr als 500 Briefe an seine erste Verlobte Felice Bauer wurden in den Achtzigerjahren für eine damalige Rekordsumme von 605.000 Dollar anonym versteigert und seitdem nie wieder gesehen. Ein paar Sachen, vor allem Zeichnungen, liegen in der Nationalbibliothek Jerusalem. Es gab jahrzehntelange juristische Auseinandersetzungen darüber, wem denn Kafka nun eigentlich gehöre. Mittlerweile hat man sich halbwegs geeinigt. Oxford hat gewonnen. Und so kommt es, dass Margaret Czepiel mit wachsamen Augen drei Schubert auf den Tisch legt und fragt: »Welches möchten Sie zuerst sehen?«

Sie schlägt eines der Hefte auf. Die Schrift ist klar, man kann sie relativ problemlos entziffern. Es gibt drei Gründe, warum man sich überhaupt mit diesen Handschriften befassen sollte, warum sie nicht nur ein Spleen sind, ein Kuriosum, eine unangemessene Heiligenverehrung. Warum sie keine Fetische sind, sondern Schlüssel zum Werk.

Erster Grund: Kafka war nie ein Autor, der sagte: Hier ist mein monumentales Werk. Sondern ein Autor, der immer Autor blieb, immer Schreibender, sein Werk war wie sein Leben unabgeschlossen. Kafka hat nur im Schreiben existiert, »Der Proceß« ist nicht nur der Titel seines bekanntesten Romans, sondern auch sein Arbeitsmodus, im doppelten Sinn. Es geht um alles, und am Ende wartet ein Urteil, Kafkas eigenes meistens: miserabel.

Es ist heute fast immer so, dass Autor und Werk als eins gesehen werden. Man kann als Literaturwissenschaftler oder Kritiker noch so oft monieren, dass das nicht dasselbe sei, dass man die beiden trennen müsse. Dem Leser ist das egal. Man hat immer den Autor vor Augen. Bei Kafka kommt



selbst der strengste literaturwissenschaftliche Blick an seine Grenzen, denn in den Handschriften fällt auf, dass sich Kafkas Werk nicht in literarische Texte einerseits und biografische andererseits trennen lässt. Nicht Romane und Kurzgeschichten hier, Briefe und die Tagebücher dort.

Auf dem Tisch liegt also ein Heft mit der Erzählung »Das Urteil«. Alle Themen, die später in der »Verwandlung« auftauchen, sind in dieser frühen Geschichte von Kafka schon angelegt. Ein Sohn will sich vom Vater emanzipieren, schafft es nicht, der Vater verurteilt den Sohn zum Tode, der Sohn springt von einer Brücke und ertränkt sich. Kafka hat diese Erzählung in einem Rutsch geschrieben. In der Handschrift sieht das so aus: Auf der linken Seite finden sich noch Notizen vom Tage, Briefe »an Frl. Bauer und Max heute« steht da. Dann beginnt er auf der rechten Seite seine Erzählung. Er schreibt die ganze Nacht durch bis zum Morgengrauen. Der Sohn springt von der Brücke, und Kafka schreibt den letzten Satz: »In diesem Augenblick gieng über die Brücke ein geradezu unendlicher Verkehr.«

Direkt darunter rechnet Kafka aus, wie viele Druckseiten das gerade Hingeschriebene ergeben würde, wenn er es veröffentlichen könnte. Es war eben nicht so, dass er nie an Veröffentlichungen dachte. An den Ruhm. An das Gelesenwerden. Anstatt jetzt aber aufzuhören, sich zufriedenzugeben, schreibt Kafka direkt weiter: »Diese Geschichte ›das Urteil‹ habe ich in der Nacht vom 22 zum 23 von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh in einem Zug geschrieben.« Er ist völlig begeistert von seinem Schreibrausch, versucht zu ergründen, was da gerade passiert ist. »Mehrere Male in dieser Nacht trug ich mein Gewicht auf dem Rücken.« Er rekapituliert, was er gerade getan hat, wie in Trance. Er wagt schon schnelle Interpretationen seines eigenen Textes: »Gedanken an Freud natürlich«.

Dann einer seiner charakteristischen Querstriche, mit denen er etwas Neues markiert. Darunter ein einzelner Satz: »Ich, nur ich bin der Beobachter des Parterres.«



Dann wieder Querstrich. Und ein neuer Text beginnt. »Gustav Blenkelt war ein einfacher Mann mit regelmäßigen Gewohnheiten.«

Was ist das jetzt? Ein Tagebucheintrag? Eine Notiz? Der Anfang einer Erzählung? Es geht eben alles durcheinander. Kein Werk, sondern Schrift. Natürlich muss man das edieren, verpacken, ordnen, wenn man es als Buch herausgibt. Niemand würde es sonst lesen. Das führt zu folgendem bizarren Ergebnis: Was man hier, im braunen Heft, auf einer Doppelseite sieht, kann man im Buchladen in drei verschiedenen Büchern kaufen. Erzählungen, Tagebücher, nachgelassene Schriften. Der Zusammenhang, die Verweise, das alles geht verloren.

In den Handschriften sieht man, dass Kafka manchmal seine eigenen Protagonisten verwechselt und »Georg« (»Das Urteil«) statt »Gregor« (»Die Verwandlung«) schreibt, einmal sogar »Karl« (»Der Verschollene«) statt »Gregor«. Er lässt seinen Protagonisten einen »Brief« seiner Mutter zuwerfen statt eines »Blickes« und hat doch selbst zu jener Zeit geradezu manisch Briefe an seine Verlobte geschrieben. Kafka beim Schreiben zuzusehen heißt, dem Leben dabei zuzusehen, wie es immer wieder in die Fiktion dringt, und der Fiktion, wie sie sich mühsam vom Leben abzutrennen versucht.

Zweiter Grund: Kafka beim Schreiben zuzusehen heißt auch, Kafka in die Seele zu gucken. Das klingt erst mal pathetisch. Was man heute als Roman »Das Schloß« kennt, ist, wie alle Romane Kafkas, Fragment geblieben. Es geht in der Geschichte um den Landvermesser K., der auf mehreren Hundert Seiten versucht, Zugang zu einem Schloss zu bekommen, aber immer unten im Dorf bleiben muss. In der Handschrift sieht man, dass mitten auf die Seite jemand anderes, nämlich Max Brod, mit Bleistift »Hier beginnt der Roman ›das Schloß‹« gekritzelt hat. Und dann steht da: »Es war spät abends, als ich ankam.« Was eine kleine Sensation ist, weil Kafka fast nie in Ichperspektive geschrieben hat. Den »Schloß«-Roman beginnt er aber offenbar mit einem Ich. In der Handschrift sieht man, dass das Ich im Nachhinein durch den Buchstaben K ersetzt wurde. K., der Held, den wir kennen, war eigentlich mal ein Ich. Seite um Seite um Seite schreibt Kafka »ich«, immer wieder durch »K.«



ersetzt, ein schwungvolles, großes K, mitten draufgesetzt auf das »ich«, wie um es komplett zu überschreiben, damit bloß nichts übrig bleibt.

Es ist wie ein Detektivspiel. Wo ist die Stelle, an der Kafka sich entschieden hat, vom Ich zum K zu wechseln? Man muss weit blättern. Bis der Erzähler auf eine Frau trifft, die in einem Schankraum über ihn herfällt, »sich zu K. hinabbeugte, ihn flüchtig küsste und wieder aufsprang«. Obwohl er vorn im Satz noch »ich« schreibt, wechselt er hier mittendrin zu »K.«. In dem Moment, wo es körperlich wird, sexuell. In dem Moment, in dem er geküsst wird. Kafka schreibt »K.«, geht zurück und radiert das »ich« aus.

Gedanken an Freud, natürlich.

Dritter Grund: Genauso wichtig wie das, was letztendlich da stehen sollte, ist das, was da nicht stehen sollte. Streichungen sind zu Recht nicht mehr in der handelsüblichen Ausgabe vermerkt, warum auch? Der Autor wollte es ja so. Sie können aber Hinweise geben. Eine Handschrift zu lesen ist wie mit einem Metalldetektor in der Hand über eine Textlandschaft zu wandern. Irgendwann piept es. Zum Beispiel bei einer winzigen Vorsilbe. Und dann weiß man, wo es sich lohnt zu graben.

»Die Verwandlung« ist ganz schön schmutzig. »Schrecklich«, sagt die Archivarin Margaret Czepiel, aber sie wollte es nicht restaurieren, sondern im Originalzustand belassen.

Da steht er, der berühmte erste Satz: »Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.« Er ist in einem Zug durchgeschrieben, ohne Streichung, ohne Änderung. Also, fast. Vor dem Wort »unruhigen« hat Kafka erst zwei andere Buchstaben geschrieben, sie sind nicht mehr zu erkennen. Er hatte also angesetzt zu einem Wort, vielleicht einem Attribut, um es dann schnell, noch im Schreibfluss, durch »unruhigen« zu ersetzen. Gut, ist nicht so weltbewegend. Im selben Satz findet Gregor sich zu einem »ungeheuren Ungeziefer« verwandelt. Man liest da erst einmal drüber hinweg. Zu suggestiv ist der Satz, nicht umsonst ist er weltbekannt.



Es geht weiter, dann heißt es: »Seine vielen im Vergleich zu seinem sonstigen Umfang ungemein dünnen Beine flimmerten ihm hilflos vor den Augen.« Da stand aber nicht »ungemein«, sondern »kläglich«. Das wurde durchgestrichen und darüber »ungemein« gesetzt. Also im Nachhinein. Warum? »Klänglich« ist etwas anderes als »ungemein«, viel wertender. Durch die »Klage« hat es auch andere Konnotationen, würde eigentlich gut zu Kafka passen. Warum also »ungemein«? Und dann fällt es einem wieder ein, der Anfang. Unruhig. Ungeheuer. Ungeziefer. Notiz im Hinterkopf, weiterlesen, bald dann: das »Untier«. Das ist keine Spielerei, es geht hier nicht nur um Rhythmus und Klang und Stilmittel. Kafka setzt bewusst eine verneinende Vorsilbe. Er beschreibt nicht aktiv, man könnte sagen: positiv, sondern durch Verneinung. Als wäre der Verbindungskanal zwischen Worten und Welt irgendwie unterbrochen. Schon das Ungeziefer könnte ein Tier sein, ist es aber nicht. Und das Untier? Ist ohnehin ein widersprüchliches Wort, wenn man darüber nachdenkt. Ein Untier wäre ja gerade ein Nichttier. Also ein Mensch? Aber Gregor ist ja eben kein Mensch mehr. Und auf einmal ist man im sprachlichen Babelturm gefangen, die Wörter tanzen und tricksen einen aus, obwohl bis eben noch alles so klar schien.

Ein Philosoph kann ihn lesen.

Dritter Versuch: Sterben

Ein Chinese liefert Essen aus +++ Der Zauberberg für Arme +++ Kafka im Kaufhaus

Selbst die Maoisten der Kulturrevolution konnten Kafka nicht aufhalten. In China ist Kafka heute Schullektüre in der zehnten Klasse. Das kam so: Eine neue Generation, die sich von den Revolutionsschrecken noch nicht erholt hatte, entdeckte ihren Kafka neu in den Achtzigerjahren und fand eine inhaltliche Entsprechung zu ihrer eigenen Erfahrung, ein Pendant zu ihrer Leidensgeschichte. Der unschuldig Verhaftete im »Proceß«. Die Suche nach



dem Sinn in einer sinnlosen Welt. So zumindest erzählt es heute ein chinesischer Literaturprofessor. »Wenn man Kafka liest«, sagt der Professor, »liest man immer sein eigenes Leben gleich mit hinein.« Dann sagt der Professor, er wolle damit nicht zitiert werden. Er möchte auch nicht mit Namen auftauchen. Es solle möglichst unkenntlich gemacht werden, wo und wann dieses Gespräch überhaupt geführt wurde. Er sagt, die Behörde könne aufmerksam werden. Er sagt wirklich: »die Behörde«. Er sagt, das Problem sei, dass man nie genau wisse, wo die Grenze liege für die Behörde. Aus diesem Grund habe er versucht, ausschließlich literaturwissenschaftlich zu antworten und nicht politisch. Aber wer wisse schon, wo die Ästhetik aufhöre und die Politik beginne?

Auf die Frage, ob er sich der Ironie bewusst sei, dass das angesichts der undurchschaubaren Überwachungs- und Bestrafungsbürokratie eine etwas kafkaeske Situation sei, antwortet er mit einem leisen Lachen, aber es klingt nicht lustig.

Er erzählt dann noch von einem Theaterstück, das er vor Kurzem in Shanghai gesehen habe. Eine Aufführung von »Die Verwandlung«. Gregor Samsa als chinesischer Junge, der für einen Lieferdienst Essen durch die Stadt fährt. Ein Rad in einer großen Industrie, die nur durch Ausbeutung funktioniert. Die digitale Technik macht absolute Kontrolle möglich, wer zu spät kommt, wird bestraft. Er will nicht mehr zur Arbeit, weigert sich aufzustehen. Er verwandelt sich in einen Käfer. Die Handlung der »Verwandlung« nimmt ihren Lauf. Aber das Ende ist anders.

Im Original tötet die Familie den Sohn, indem sie einen Apfel auf ihn wirft. Im chinesischen Theaterstück aber filmt die Schwester ihren Bruder für ihren Social-Media-Kanal, und Gregor, der Käfer, wird ein Internetstar. Der Algorithmus spült ihn hoch, Käfercontent, er wird weltberühmt. Und verdient so viel Geld, dass er von seiner Familie nicht mehr als Gefahr, sondern als Chance gesehen wird. Sie lassen ihn leben. Aber er kann auch nicht ausbrechen. Er muss immer weitermachen, immer Käfer sein in einer Menschenwelt. »Für mich war immer klar«, sagt der Professor jetzt, »dass ›Die Verwandlung‹ schlecht



ausgeht. Aber vielleicht habe ich es falsch verstanden. Vielleicht ist der Tod gar nicht das Schlimmste.«

Dass Kafka so lange so sehr unter der Tuberkulose litt, hat das Bild geprägt, das wir heute von ihm haben. Gebrechlich. Schwach. Existenziell irgendwie bedroht. Ein Leben unter dem Damoklesschwert. Kurz nach der Diagnose schreibt er ins Tagebuch: »Du hast soweit diese Möglichkeit überhaupt besteht, die Möglichkeit einen Anfang zu machen. Verschwende sie nicht.«

Wenig später: »Nicht so«.

Dann: »Alles zerreißen«.

Kafka starb in einem Sanatorium in Kierling außerhalb Wiens. Das Haus steht noch, in dem oberen Stockwerk ist heute ein Kafka-Museum eingerichtet. Drinnen ist es kühl, die Mauern sind dick, der Boden erinnert immer noch an ein Krankenhaus, an den Wänden hängen altmodische Waschbecken. In zwei alten Behandlungsräumen sind Fotos ausgestellt, auch Kafkas Fieberkurve. Nur das Zimmer, in dem Kafka starb, ist nicht zugänglich, es ist heute eine Privatwohnung.

Man stellt sich beim Wort »Sanatorium« gleich etwas Glamouröses vor, Davos, Thomas-Mann-hafte Grandezza. Tuberkulose war aber eine Volkskrankheit, damals machte jeder ein Sanatorium auf, der Geschäftssinn hatte. Die medizinische Ausstattung in Kierling bestand hauptsächlich aus Höhensonne. Ein Zauberberg für Arme. In einem der Zimmer gibt es einen Balkon, von dem aus man Kafkas letzten Blick nachschauen kann. Da steht heute ein Lidl. Kafka schaute aber auch schon auf eine Lagerhalle.

Die österreichische Franz-Kafka-Gesellschaft, die das Museum betreibt, vergibt auch Übersetzungsstipendien, und obwohl man mit gutem Gewissen behaupten kann, dass alles von Kafka schon in alle Sprachen übersetzt ist, wird immer weiter übersetzt. Gerade haben sie wieder einige bewilligt, nach Usbekistan, Aserbaidschan, Armenien, Georgien. Keine Grenze, die Kafka nicht überschreitet. Anton Kuh, der vergessene Feuilletonist, hatte



recht in seinem Nachruf. Kafka war gesinnungslos, und deshalb können Philosophen im 20. Jahrhundert wie Walter Benjamin oder Theodor W. Adorno genau so viel mit ihm anfangen wie TikTok-Teenager im 21. Jahrhundert. Deshalb kommt einem das Wort »kafkaesk« heute abgedroschen vor. Es kann von jedem verwendet werden. Kafkas Werk ist nicht nur unvollendet, weil er viel vernichtet und wenig fertig geschrieben hat, sondern auch weil die fertigen Texte unfertig sind, zerbrochen. Sie warten darauf, wieder zusammengesetzt zu werden. Es gibt so viele Kafkas, wie es Leser gibt.

An der Wand hängt das berühmteste Foto von Kafka. Es ist sein letztes. Er war da schon schwer krank. Er maß immer noch 1,81 Meter, aber wog nicht mehr 61, sondern nur noch etwas über 50 Kilo. Das Foto ist hier überlebensgroß auf die ganze Wand gedruckt, und in der Vergrößerung sieht man erschreckend gut, wie die Wangenknochen hervortreten, die Augen in die Höhlen zurückkehren und sich die Haut wie blasses Pergament über das Gesicht spannt. Dass ausgerechnet dieses Foto so oft auf Kaffeebecher und T-Shirts und Plakate gedruckt wird, hat auch unser Bild geprägt. Ein kollektives Bild von Kafka, wie er nackt am Fenster Kniebeugen macht, hätte anders nachgewirkt.

Kafka hat dieses Foto in einem Berliner Kaufhaus aufnehmen lassen. In Wirklichkeit ist es nicht überlebensgroß, sondern winzig klein. Es war als Passfoto gedacht. Ein Gebrauchsbild also, um in ein juristisch gültiges, den Grenzübertritt ermöglichendes Dokument geklebt zu werden. Ein Foto, das abgestempelt wird, um den Fotografierten festzulegen. Ein bürokratisches Bild.

Ich trete ins Stiegenhaus des ehemaligen Sanatoriums, und als ich die Treppe hinuntergehen will, kommt mir ein Mann entgegen. Er geht den Flur entlang und sperrt die Tür zu Kafkas Zimmer auf, das Zimmer, in dem er starb. Ich überlege, ob ich ihn aufhalten soll. Dann, als der Mann längst in seiner Wohnung verschwunden ist, ob ich klopfen sollte, bis mir auffällt, wie lächerlich das wäre.



REPORTER:INNEN
forum

Das Passfoto ist überliefert, weil es nie in einen Pass geklebt wurde. Für Franz Kafka gab es keine Grenze mehr zu übertreten.